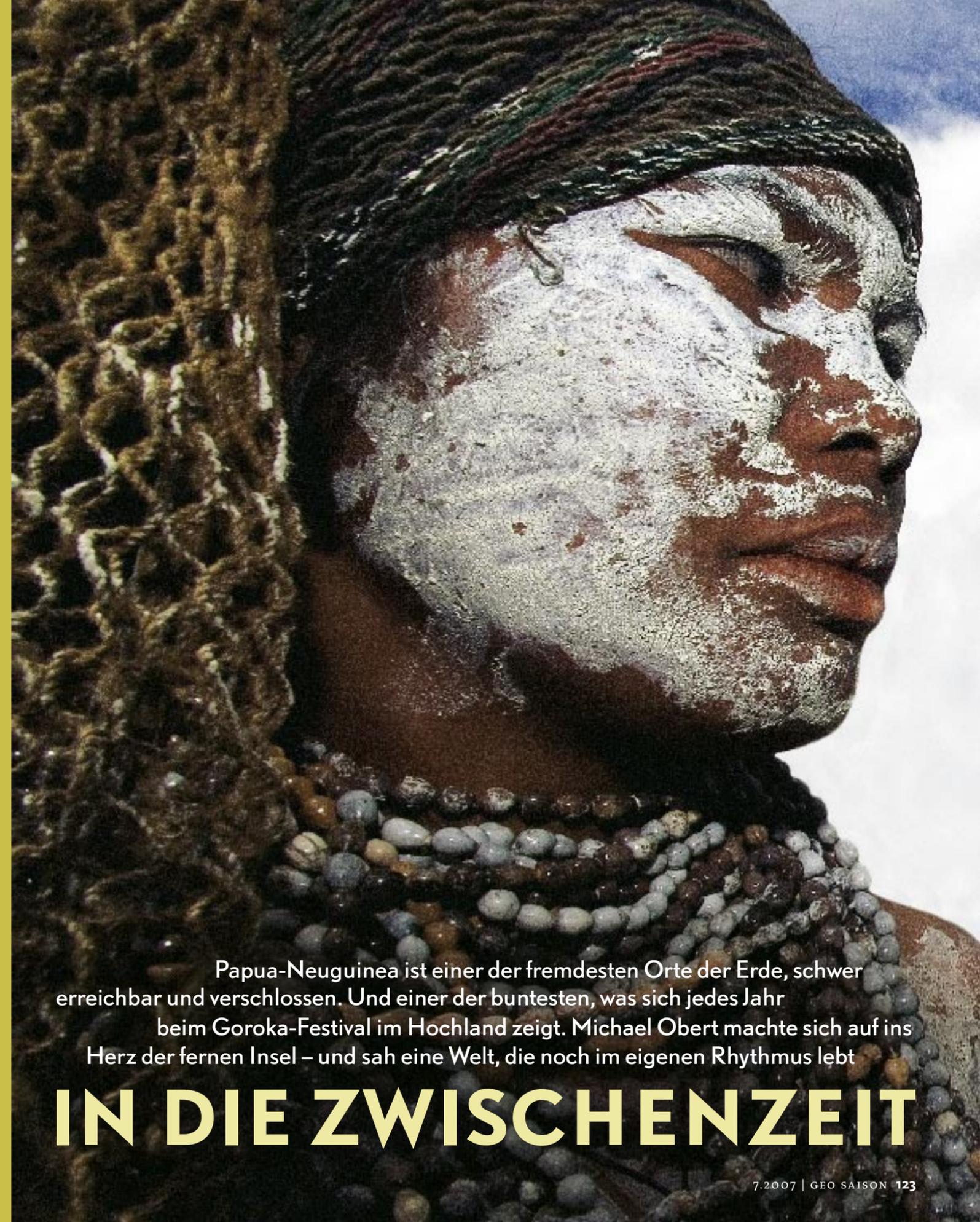


Beim Goroka-Festival präsentiert ein Krieger vom Sepik River seinen kunstvollen Halsschmuck aus Muscheln. Das junge Mädchen aus dem Hochland trägt weiße Bemalung als Zeichen der Trauer



MEINE REISE

FOTOS VON ERIC LAFFORGUE



Papua-Neuguinea ist einer der fremdesten Orte der Erde, schwer erreichbar und verschlossen. Und einer der buntesten, was sich jedes Jahr beim Goroka-Festival im Hochland zeigt. Michael Obert machte sich auf ins Herz der fernen Insel – und sah eine Welt, die noch im eigenen Rhythmus lebt

IN DIE ZWISCHENZEIT



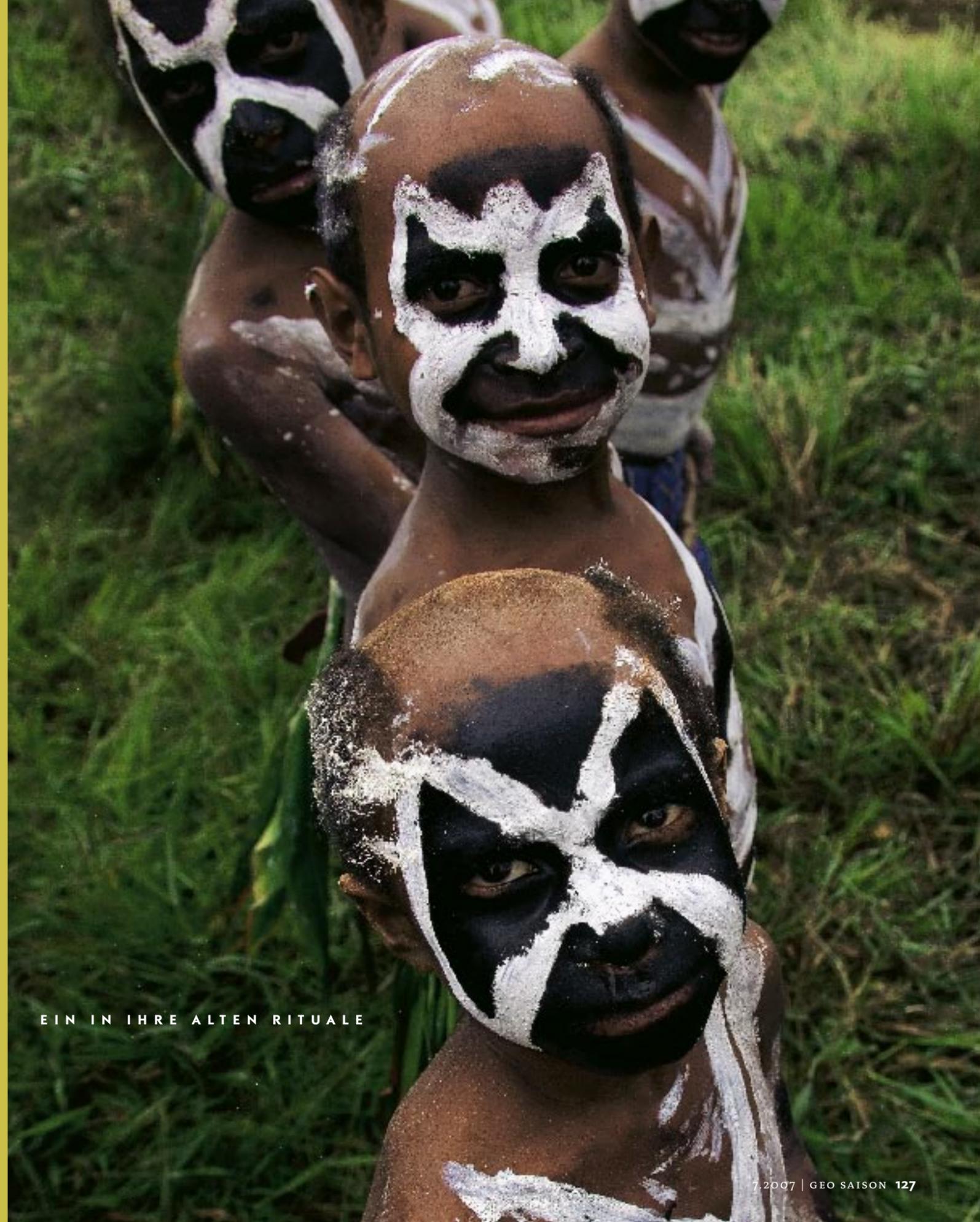
FRÜHER DIENTEN DIE AUFMÄRSCHE DEM KAMPF, HEUTE DEM RENOMMEE. EINE JURY KÜRT DIE SIEGER

Männer vom Volk der Kope rücken unter lautem Geschrei vor. Einst trieben sie so Gegner in die Flucht, heute versuchen sie die Preisrichter des Festivals zu beeindrucken

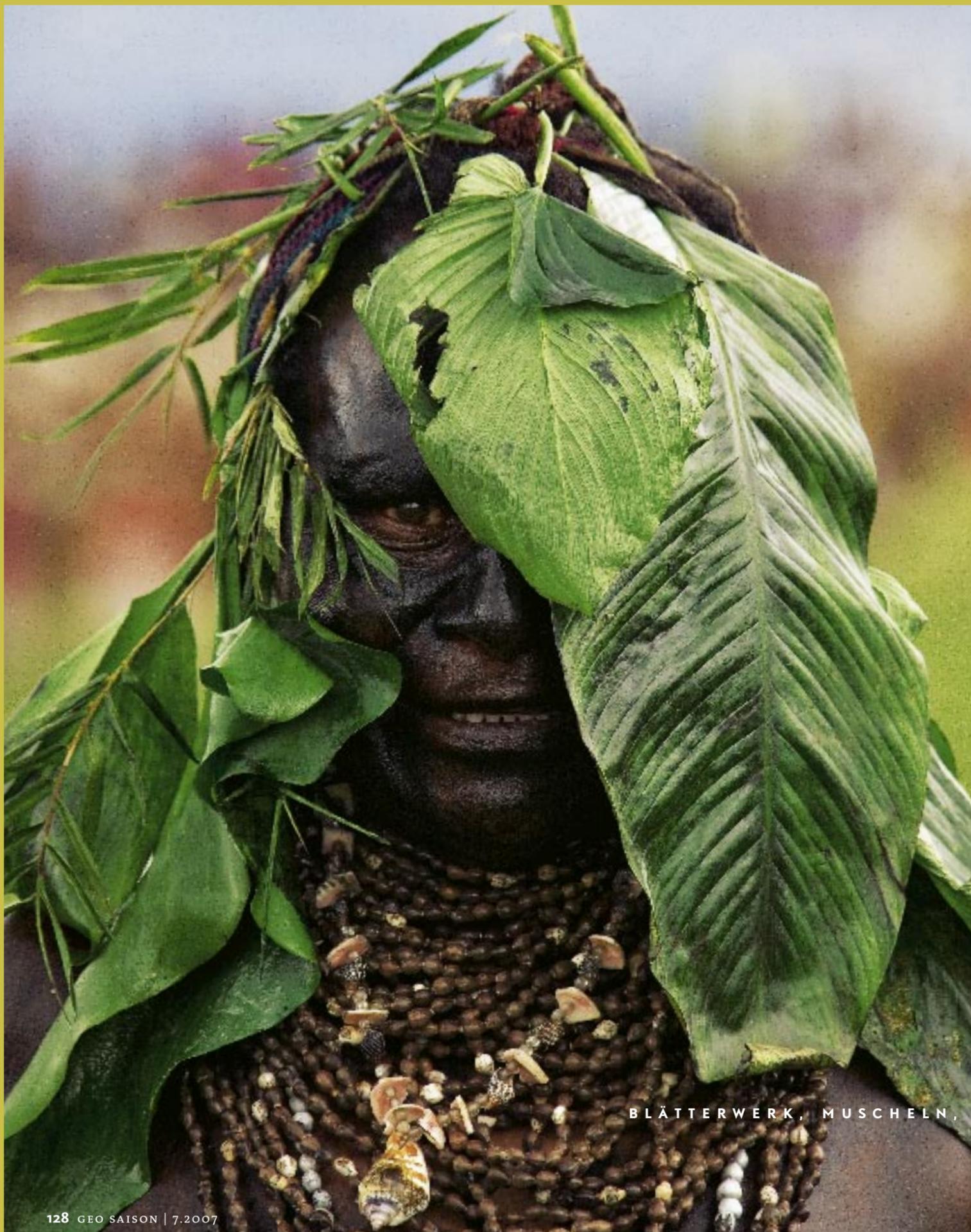
Es ist noch nicht lange her, da waren die Stämme Papua-Neuguineas untereinander bitter verfeindet. Auch heute, beim friedlichen Aufeinandertreffen der Völker in Goroka, erinnern viele Zeichen und Überlieferungen an die Zeiten des Krieges: Kopfschmuck dient als Tarnung (li.), Gesichtsbemalung soll dem Gegner Furcht einflößen



DIE WELT WIRD VERZAUBERT - UND DIE MENSCHEN TAUCHEN



EIN IN IHRE ALTEN RITUALE



BLÄTTERWERK, MUSCHELN,

Der Kopfputz der Frau (li.) soll die Geister des Waldes ehren, ihre Muschelkette deutet auf großen Reichtum hin – solcher Schmuck wird bis heute als Brautgabe verwendet. Die große Muschel (re.) galt früher als Zahlungsmittel, inzwischen dient sie den Hochlandfrauen nur noch als zusätzliche Dekoration des prächtigen Feder- und Pflanzenkleides



FEDERN – BEI DEN HOCHLANDVÖLKERN WIRD ALLES ZU SCHMUCK



Längst haben die Völker Papua-Neuguineas moderne Accessoires in ihren traditionellen Schmuck integriert – oder gar zum dominierenden Blickfang gemacht: etwa einen Schlüsselbund am Hals eines Asaro-Mannes oder ein elektronisches Bauteil an der Nase eines Kriegers (re.)

SEINEN KOSTBARSTEN BESITZ TRÄGT CHIEF PUPUNE AN EINER SCHNUR UM DEN HALS. Er nimmt die runde Steinscheibe ab, zieht ein Hölzchen aus einem von sieben kreisförmig angeordneten Löchern und steckt es wieder hinein. „Táim“, sagt er immerzu, „táim, táim.“ Das Pidgin-Wort für Zeit.

Der Häuptling sitzt vor seiner strohgedeckten Hütte am Stadtrand von Goroka im zentralen Hochland Papua-Neuguineas. Der letzte Zahn schiebt sich zwischen seine Lippen, während er erzählt, wie er die Scheibe von einem Missionar bekommen hat. Damals, als er ein kleiner Junge war. Am Ende jener Zeit, in der die Tage noch keine Namen hatten.

Sein ganzes Leben lang hat Pupune das Hölzchen jeden Morgen von einem Loch ins nächste gesteckt. Wenn es oben ankommt, dort, wo die Scheibe an der Halsschnur hängt, weiß er, dass es Sonntag ist: der siebte Tag, an dem er ruhen und zur Kirche gehen soll.

Plötzlich wird der Alte still. Er schließt die Augen, als laufe sein Leben noch einmal auf der Innenseite der Lider ab. „Bevor die Zeit zu uns kam“, sagt er schließlich leise, „waren die Tage länger – lang genug für alles, was wir zu tun hatten.“

Zeit. Was hatte sie zu bedeuten? Es genügt auf einmal nicht mehr, den Stand der Sonne abzuschätzen. Stunden, Minuten, Sekunden – sie kamen mit drei australischen Goldsuchern in sein Land. Jim Taylor und die Brüder Mick und Danny

Leahy machten sich 1932 von der Küste ins Landesinnere auf, in eine der letzten unentdeckten Regionen der Erde. Die zerklüfteten Berge galten noch als unbewohnt. Doch die Leahys fanden – statt des erhofften Goldes – Menschen, die in schwer zugänglichen Tälern am Fuß dicht bewachsener Viertausender lebten, völlig isoliert von der Außenwelt. Ihre Werkzeuge waren aus Knochen, Holz und Stein. Sie kannten kein Rad und lebten in vieler Hinsicht noch so wie die Menschen in Mitteleuropa vor 7000 Jahren.

„ALS WIR DIE ERSTEN WEISSEN SAHEN, RANNTEN WIR IN PANISCHEM SCHRECKEN DAVON“, erinnert sich Pupune, der sein Geburtsdatum nicht kennt. Er und seine Leute hielten die Fremden für Ahnengeister. Heimlich beobachteten sie, wie die Weißen im Busch ihre Notdurft verrichteten. Dann untersuchten sie deren Exkrememente und kamen zu dem Schluss: „Ihre Haut ist anders, aber ihr Kot riecht wie unserer.“

Drei Generationen ist das her. Heute sitzt Pupunes Enkel eine Straße weiter im Internetcafé und lädt Klingeltöne für sein Handy aus dem Netz herunter. Der 16-Jährige trägt ein Metallica-Shirt. Nach Ende der Schulzeit will er studieren und Astronaut werden.

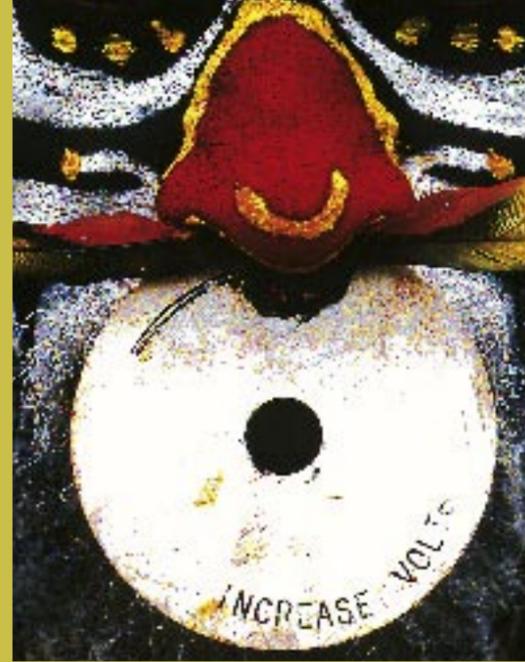
In wenigen Jahrzehnten haben die Hochlandvölker Neuguineas Jahrtausende übersprungen. Nun leben sie in der Welt von Coca-Cola und Maggi-Saucen,

deren Insignien bis ins entlegenste Dorf vorgedrungen sind. Sie sind Bürger des britischen Commonwealth, Untertanen der Queen. Multinationale Konzerne fördern auf dem angestammten Land der Clans Gold und Kupfer, Öl und Gas. Sie holzen die Regenwälder ab, produzieren auf riesigen Plantagen Kaffee, Kakao und Palmöl für den Weltmarkt.

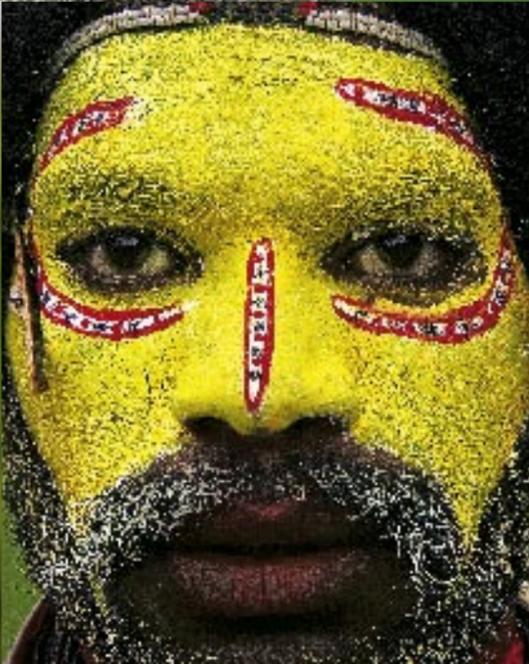
Die Bewohner des melanesischen Inselstaats nördlich von Australien jedoch ernähren sich noch zu drei Vierteln als Selbstversorger. Und da sie meist in isolierten Tälern des zerklüfteten Hochlands leben, sprechen sie mehr als 800 verschiedene Sprachen – ein Achtel aller Idiome weltweit – und können sich nur in der Amtssprache Englisch oder auf Pidgin-Englisch verständigen.

Fast jedes Tal birgt eine eigene Kultur, die mit der des Nachbarvolkes meist wenig zu tun hat. Dieser kulturelle Reichtum lässt sich besonders intensiv erleben beim Goroka-Festival. Auf dem Festplatz der gleichnamigen Stadt im zentralen Hochland strömen die Abordnungen von mehr als hundert Stämmen zusammen.

Ihre Gesichter sind grellgelb oder rot bemalt, manchmal auch pechschwarz. Sie tragen die Federn der prächtigen Paradiesvögel auf dem Kopf oder schlichte Blätter, sie schmücken sich mit Muscheln, groß wie Suppenteller, oder mit Schweinehauern, sie krönen sich mit Mützen aus dem Fell der Kuskuse, das sind Beuteltiere mit Greifschwänzen und zwei ▶



Spiel der Formen: Die Huli setzen auf gelbe (u. re.), die Melpa auf rote Alarmfarbe und auf üppigen Kopfschmuck, der u. a. aus den Federn der Paradiesvögel gefertigt wird (o. re.). Die Lehmänner der Asaro tragen große, schwere Masken (Mitte) und stülpen messerscharfe Bambusspitzen auf die Finger, mit denen sie ihre Feinde erschrecken – durch den Anblick der „Handwaffen“, aber vor allem, indem sie rhythmisch mit den Bambusstücken klappern





Die Männer vom Volk der Huli tragen Perücken aus Menschenhaar und Federn. Es dauert Jahre, den Kopfputz anzufertigen. Die Huli waren eine der letzten Gruppen, die unter Regierungsaufsicht gestellt wurden

Daumen an jeder Pfote. Der Aufmarsch einer unbegreifbaren, prächtigen Welt.

Und dann beginnen sie zu trommeln, zu singen und zu tanzen, die Arena von Goroka bebzt unter ihren Füßen. Manche Kämpfer marschieren in Reih und Glied, erheben ihre Äxte und stoßen einschüchternde Zischlaute aus. Andere, rußige Gestalten, blasen Kürbischörner, lachen schrill und lassen ihre von Betelsaft geröteten Zähne in den geschwärzten Gesichtern aufleuchten. Sie tanzen stundenlang, um sich zu behaupten, zu versöhnen, aber auch, um am Ende von der Jury prämiert zu werden. Das Preisgeld allerdings ist für alle gleich hoch, um Unruhen zu vermeiden.

Das Festival fand 1956 zum ersten Mal statt, auf Geheiß der australischen Verwaltung: Es sollte die Rivalitäten in friedliche Bahnen lenken. Inzwischen dient es dem Austausch zwischen den Völkern und dazu, die Traditionen zu bewahren. Doch die meisten Neuguineer können das Eintrittsgeld nicht aufbringen. Sie stehen draußen vor dem Zaun wie Besucher aus einer anderen Zeit, tragen Jeans statt Grasröcken, Sonnenbrillen statt Gesichtsbemalung. An

dem von Sicherheitskräften bewachten Tor verharrt ein alter Mann. Sein Oberkörper steckt in einem taillierten Sakko mit Nadelstreifen – unten aber ist er nackt bis auf einen Lederriemen, mit dem er seinen Penis an den Bauch gebunden hat. Er scheint unentschlossen, ob er eintreten oder fortgehen soll. Als würden die beiden Sphären in ihm miteinander kämpfen.

ICH SPÜRE DEN WUNSCH, TIEFER IN DIE ALTE ZEIT EINZUTAUCHEN, UND MACHE MICH AUF DEN WEG zum Sepik River. Eine Straße hinunter zum großen Strom im Nordwesten Papua-Neuguineas gibt es nicht, so steige ich am frühen Abend in eine Propellermaschine. Unter den Tragflächen der Fokker zieht das Hochland vorüber: Rundhütten mit spitzen Dächern, steile Süßkartoffelfelder, Silhouetten von Känguru- und Kwila-Bäumen, die sich aus dem Dunst schälen. Bald sind nur noch die Konturen messerscharfer Grate sichtbar. Ein Irrgarten aus tief eingeschnittenen Tälern, von der Abendsonne mit undurchdringlichen Schatten ausgemalt. Dann fallen die Berge jäh ab zu einem hügellosen Tiefland. Wie eine fluoreszierende Schlange windet sich der Sepik durch dampfende Wälder. Wir landen in Ambunti, einem gepflegten Dorf am Oberlauf des Flusses, und quartieren uns in einer Lodge ein.

Morgens um fünf legt unser Einbaum vom Hochufer ab. Philip Laklom sitzt schweigend im Bug und tastet mit dem Lichtstrahl seiner Taschenlampe den Fluss ab: träges, dunkles Wasser, schwimmende Inseln, Dunstfelder. Die hauchdünnen Schwingen von Fledermäusen schneiden dicht an meinem Ohr durch die Nacht.

Dann wird es hell. Ein Tagesanbruch, typisch für die Tropen: Wie per Lichtschalter angeknipst, liegt auf einmal ein purpurner Schimmer über dem Fluss. Silberne Fische springen aus dem Wasser, scheinen einen Moment lang in der Luft zu hängen und fallen mit lautem Klatschen zurück. Aus den Wäldern am Ufer ertönen die durchdringenden Rufe der Paradiesvögel.

„Der Fluss ist unser Garten, unsere Weide“, sagt Philip. Er ist am Oberlauf geboren, war einst Wildschweinjäger und kam auf Umwegen dazu, Besucher den Sepik hinunterzuführen. „Der Fluss ist unser Brunnen, unser Kühlschrank, unser Badezimmer. Er ist Straße, Marktplatz, Spielplatz, Schule. Und auch unsere Uhr.“

Der Sepik eine Uhr? Bis morgens um acht, sagt Philip, sei das Wasser dunkel genug für den Fang aller Fischarten. Den Makao, den besten Speisefisch, könne man ein bis zwei Stunden länger fangen. Mittags klare der Sepik auf, und kein Fisch gehe mehr ins Netz. Ab sechs Uhr abends sei es dann Zeit für den Rubber Mouth, einen köstlichen, jedoch sehr grätigen Fisch. „Wenn du etwas über die Zeit wissen willst, frag den Sepik“, sagt Philip. Der warme Fahrtwind weht den Satz durch die Luft, die schwer ist vom Duft vergorener Früchte.

Hinter der nächsten Flussbiegung geht es um Leben und Tod. Zwei Männer ringen im Wasser mit einem Krokodil. Doch als unser Kanu das Ufer erreicht, stehen die Sieger fest. Einer der Männer drückt die Kiefer der Echse mit den Händen zusammen, der andere rammt den Speer in ihren gepanzerten Nacken. Das Tier erzittert, dann weicht das Leben aus seinem Körper. Eine Szene, die wie arrangiert wirkt, um zu zeigen, dass hier auf dem Sepik allein die alte Zeit den Takt bestimmt.

Die beiden Männer heißen Augustine und Eugene, Vater und Sohn. Sie stemmen das Krokodil hoch, es misst dreieinhalb Meter und passt genau ins Kanu. Stundenlang haben die Jäger mit ihm gerungen. Zwei Paddel sind zerbissen, mehrere Harpunenspitzen abgebrochen, fast wäre das Boot gekentert. „Allein die Haut bringt 500 Kina“, sagt Augustine völlig erschöpft, doch mit strahlenden Augen. Das sind umgerechnet rund 130 Euro – ein kleines Vermögen, für das ein Fischer auf dem Sepik zwei Monate lang Buntbarsche fangen muss.

ZUM ABENDESSEN IN EINEM EINFACHEN GÄSTEHAUS AM FLUSS GIBT ES KROKODIL, GEKOCHT IN KOKOSMILCH, und Limonensaft, serviert auf Bananenblättern. Das Fleisch ist faserig und zäh, es schmeckt so ähnlich wie Huhn. „Das Krokodil schenkt uns Kraft“, sagt Philip. Und schlingt es fast ohne zu kauen hinunter.

Am nächsten Morgen fahren wir nach Korogo. Im „Haus Tambaran“ werden die wichtigen Entscheidungen für die Dorfgemeinschaft getroffen. Unter dem steilen Grasdach des Pfahlbaus, zwischen Stammesmasken und Totems, versammeln sich Männer zu unserer Begrüßung. Einer von ihnen, ein Riese mit dunklen Augen und dröhnender Basstimme, zieht stellvertretend für alle sein Hemd aus. Hunderte von

gleichmäßigen Narben mustern seinen muskulösen Rücken. „Das Zeichen des Krokodils“, sagt Philip feierlich, und die Männer nicken.

DIE SCHNITTE IN DEN RÜCKEN – FRÜHER MIT BAMBUSMESSERN, HEUTE MIT RASIERKLINGEN AUSGEFÜHRT – leiten die Initiationsrituale ein, bei denen die Jungen von Korogo noch einmal den Ursprungsmythos ihres Clans durchleben. Sie sehen sich als Nachkommen von Kanda, der Krokodilmutter, die kunstvoll geschnitzt mit gespreizten Beinen unter dem Dach des Hauses sitzt. Dort legt sie Jahr für Jahr ihre Eier, sie werden verkörpert durch die mit weißem Flussschlamm beschmierten Dorfjungen.

Die Eier, also die Jungen, werden symbolisch bebrütet, indem die Ältesten sie in die Clan-Geheimnisse einweihen. Die Unterweisung kann bis zu einem Jahr dauern; schließlich kriechen die Initianten aus dem „Haus Tambaran“, gleiten in den Fluss und waschen den Schlamm ab. Die verheilten Narben auf ihren Rücken symbolisieren den geschuppten Panzer des Krokodils. So schwimmen sie hinaus in ihr neues Leben als erwachsene Männer.

Philip bedankt sich für den herzlichen Empfang, da gerät die alte Zeit ins Stolpern. Aus einem Langhaus klingt laute Musik: „Cheri Cheri Lady“ von Modern Talking. Zwischen Totempfählen und Harpunen wirbt ein Blechschild für Gala-Eiscreme. An einem Busch trocknen Spitzenhöschen. Und auf einem Karton an einer Palme kündigt eine unbeholfene Handschrift „Vidio 2Nait“ an: Zwischen frei umherstreifenden Hühnern und Schweinen wird „Die Hoch-

zeit meines besten Freundes“ mit Julia Roberts gezeigt.

Erst jetzt fällt mir auf, wie sehr das „Haus Tambaran“ verfällt: Die geflochtenen Matten der Wände sind zerzaust, das Grasdach hat Löcher. Es fehle an Geld für die Instandhaltung, sagen die Männer. In anderen Dörfern gebe es das „Haus Tambaran“ schon nicht mehr. „Dort haben die Leute die Kraft des Krokodils verloren“, sagt Philip, und die Männer blicken stumm hinaus auf den Fluss. „Unsere Kinder müssen alles tun, um das Erbe zu erhalten.“

Die Kinder aber haben ganz andere Pläne. Die 14-jährige Evelyn sitzt unter einem Plakat der Landesentwicklungsbank auf dem Boden und verkauft Betelnüsse zu einem halben Kina das Stück, umgerechnet 13 Cent. Ihre Zähne sind vom Verzehrt leicht euphorisierenden Frucht rostrot gefärbt. Ihre Zukunftsvision? „Einen big shot heiraten“, sagt sie und lacht, „einen Mann mit Auto und Business, der ein gutes Brautgeld aufbringen kann. Unser Haus wird alles haben, was ihr Weißen besitzt: Fernseher, Kühlschrank, DVD, Internet.“

Die Traditionen? „Bringen dich nicht voran“, sagt Evelyn und winkt ab.

Philip stößt das Kanu vom Ufer ab, die Strömung erfasst den hölzernen Rumpf. Die Krokodilmänner von Korogo stehen geschlossen am Hochufer, winken, werden kleiner und kleiner. Wie die Erinnerungen an ihre Vergangenheit.

Tage später, auf New Ireland, einer vor Neuguinea gelegenen Insel: Der Pazifik plätschert auf den schneeweißen Strand, Palmen wedeln, Fischer paddeln in Auslegerkanus durch türkisgrünes Wasser hinaus zu ihren Fanggründen. In Libba, wo die

asphaltierte Küstenstraße in eine Schotterpiste übergeht, schlägt der Meisterschnitzer Ben Sisia eine Kokosnuss auf und will alles über unsere Reise wissen. Über das Hochland und den Sepik, die ihm so fremd sind wie die fernsten Länder.

Ben hört zu, und immer wenn es um die beiden Zeiten geht, lächelt er. Am Ende meines Berichts denkt er lange nach. Dann holt er eine Malagan-Maske aus seiner Werkstatt, eine jener kunstvollen Schnitzereien, für die New Ireland berühmt ist.

Das Motiv des Schlangengeistes mit den gewundenen Gesichtszügen und Fangzähnen ist uralte. Geschnitzt hat Ben die Maske aber erst in diesem Monat, für eine Kunstausstellung in New York. Während meiner ganzen Reise schienen sich die alte und die neue Zeit gegenseitig auszuschließen. Diese Maske jedoch gehört in beide zugleich.

Nadelstreifen und Penisriemen – vielleicht bilden sie gar keinen Widerspruch. Alt und Neu haben sich womöglich in dem Greis von Goroka, der aus meinem Gedächtnis auftaucht, versöhnt. So wie in der Maske. Vermutlich gilt das für viele Menschen in Papua-Neuguinea. „Unsere Zeit ist etwas ganz Besonderes“, sagt Ben. „Es ist eine Zeit außerhalb der Zeit.“ ■



ERIC LAFFORGUE hat als Medienmanager gearbeitet, bevor er sich entschloss, Fotograf zu werden; er plant ein Buch über das Goroka-Festival. **MICHAEL OBERT** ist zum – in der Redaktion vielbeneideten – Experten für extreme Destinationen geworden. Zuletzt hat er vom Malawi-See berichtet (7–8/06).